

Norbert Mette

Norbert Arntz – Konzilspriester und Botschafter der Kirche der Armen

Laudatio anlässlich der ersten Verleihung des Johannes XIII-Preises von Pax Christi im Bistum Münster am 14. Mai 2011

In der Urkunde zur Verleihung des Johannes XXIII-Preises 2011 heißt es, der vom für die Wahl eingerichtete Beirat erkorene Preisträger Norbert Arntz erhalte diesen zum ersten Mal heute verliehenen Preis. „weil er die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgenommen, weiterentwickelt und weitergedacht hat und in seinem menschnahen und menschenfreundlichen Engagement dem Frieden, der Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung verhaftet ist“.



Im Folgenden möchte ich – dem bisherigen Lebensweg von Norbert Arntz folgend und einzelne Stationen in ihren größeren Kontext einordnend – versuchen, auch wenn es nur fragmentarisch

erfolgen kann, diese knappe Begründung inhaltlich anzureichern und sie so konkreter werden zu lassen. Übrigens hat Norbert Arntz Veronika Hüning gegenüber, als sie ihm die Entscheidung des Beirats mitteilte, spontan geäußert, er habe zwei Großväter, einen leiblichen und einen kirchlichen bzw. geistlichen; letzter sei Papst Johannes XXIII.

Norbert Arntz ist 1943, knapp zwei Jahre vor Beendigung des 2. Weltkrieges und der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten von der Nazi-Diktatur, geboren worden, und zwar in Kleve am Niederrhein. „Vom Niederrhein“ hat er einmal gesagt, um seine religiöse Wurzel verständlich zu machen, diese Gegend sei „bis in die Knochen katholisch“ – jedenfalls damals noch. „Ich war Messdiener, Obermessdiener, habe die ganze Ministrantenhierarchie durchlaufen, habe große Liturgien sehr feierlich mitgestalten können. Dafür bin ich immer noch dankbar. Das ist sozusagen katholischer ‚Mutterkuchen‘ gewesen.“ (173f) Als dem Ältesten folgten ihm drei Brüder. Sein Vater starb noch vor der Geburt des jüngsten Bruders, die Mutter verunglückte tödlich, als er 21 Jahre alt war. Er äußert dazu: „Ich hab sozusagen mit 8 Jahren meine Kindheit beendet, mit dem Tod unseres Vaters, und bin dann ständig ... wurde ständig in die Vaterrolle gezwungen, die ich als Kind überhaupt noch nicht wahrnehmen konnte.“ (11) Wie sehr ihn das belastet und überfordert hat, erwies sich spätestens in dem Moment, als er, nachdem er von dieser Verantwortung entlastet war, in eine tiefe Depression fiel, aus der er sich mühsam herausarbeiten musste. Für sein weiteres Leben lernte er daraus: Du darfst Dich als Teil eines größeren Zusammenhangs sehen und musst niemals allein verantwortlich sein.

Nicht zuletzt wohl aus dieser Erfahrung heraus ist es für Norbert Arntz wichtig, ja zu seinem Lebenselixier geworden, in einem Gruppenzusammenhang leben und arbeiten zu können. „Die Gruppe, in der man zusammen lebt und arbeitet“, so sagt er, „ist für mich eine strukturelle Lebenshilfe geworden und zwar auch im spirituellen Sinn. Für mein emotionales und intellektuelles, aber auch für mein spirituelles Leben ist die Gruppe eine wichtige Lebensquelle. Ich bin eben ein Subjekt in Gemeinschaft.“ (177f)

Zum ersten Mal, so erzählt er, habe er das intensiv an seiner ersten Kaplansstelle erfahren dürfen. Gemeinsam hätten sie dort im Pfarrhaus als Gruppe zusammengelebt, in der sie sich gegenseitig gestützt und angeregt hätten. Als besonders hilfreich habe er diesen Zusammenhalt – bei allen inneren Auseinandersetzungen, die es auch gegeben habe – in einer Konfliktsituation erfahren können, als er mit einer Predigt zum

Volkstrauertag, in der er die Unfähigkeit zu trauern angesprochen und die Zivildienstleistenden als beispielhaft für eine gelingende Trauerarbeit gewürdigt habe, den Zorn des Verbandes der Kriegshinterbliebenen und Kriegsbeschädigten auf sich und die gesamte örtliche Geistlichkeit gezogen habe. Auch wenn seine Kollegen ihm mehr Klugheit und Vorsicht gewünscht hätten, hätten sie nach außen solidarisch zu ihm gestanden. Dieses Vertrauen habe ihn nicht nur in dieser Situation gerettet, sondern ihn darüber hinaus in seinem kirchlichen Amt verbleiben lassen.

Dort als Gruppe zusammenleben und –arbeiten zu können, bekräftigte Norbert Arntz schließlich auch in seinem Vorhaben, ein paar Jahre in Peru zu verbringen und dort pastoral zu arbeiten. Doch damit haben wir schon weit in seinem Lebensweg vorausgegriffen.

An vorherigen Stationen sind zu nennen: 1963 Abitur am Gymnasium in Kleve, 1963-1968 Studium der katholischen Theologie in Münster und München mit dem Ziel, Priester zu werden. Das Studium fiel also mitten in die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und die sich unmittelbar anschließende nachkonziliare Aufbruchzeit. Dieses Konzilerlebnis hat ihn für sein weiteres Leben existenziell tief geprägt. Und von daher ist es sein bleibendes Anliegen und setzt er sich vehement dafür ein, den Geist dieses Konzils in Kirche und Welt lebendig zu halten. Wenn vor einiger Zeit ein Bischof in Deutschland gesagt hat, es sei beruhigend, dass die Zeit der „Konzilspriester“ langsam, aber sicher auslaufe, dann kann die angemessene Antwort darauf nur sein, „Konzilspriester“ als Ehrenbezeichnung zu betrachten. In diesem Sinne ist Norbert Arntz bis in sein Herzblut hinein „Konzilspriester“.

Seine Priesterweihe erfolgte fünf Jahre nach dem Konzil, im Jahr 1970 in Münster. 1970-1982 war er in verschiedenen Pfarreien als Kaplan eingesetzt: in Waltrop, in Wesel und in Duisburg-Walsum. Was schon aus dieser Zeit auffällt, ist das starke soziale Engagement, mit dem Norbert Arntz sein Verständnis von pastoralem Wirken verband. Vor der Priesterweihe hatte er ein Industriepraktikum als Fließbandarbeiter unter Begleitung des Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft in Mainz absolviert. Für seine Kaplanstätigkeiten führt er als Schwerpunkte u.a. an: Jugendzentrumsarbeit, Obdachloseninitiativen,



Gemeinwesenarbeit, kinder- und jugendpädagogische Maßnahmen, Dritte-Welt-Gruppen. Zur Unterstützung dieses Engagements erwarb er sich in Weiterbildungskursen theoretische und praktische Kenntnisse in kommunikativem und pädagogischem Handeln. Bereits in dieser Phase wird der programmatische Stellenwert ersichtlich, den Norbert Arntz für sein priesterliches Wirken mit seinem Weihespruch zum Ausdruck bringen wollte – einem Zitat des französischen Arbeiterpriesters Jean Cardonnel: „Der Herr, an den ich glaube, geht niemals auf die Jagd. Aber das sagt noch viel zu wenig: Er steht vielmehr immer aufseiten des Wildes; ja er ist das Wild!“

Im Übrigen machte er keinen Hehl daraus, wo er sich kirchenpolitisch beheimatet fühlte: Er wirkte aktiv bei der „Initiative Kirche von unten“ mit und gehört seit den Anfängen auch zum Freckenhorster Kreis. Hinzu kommen seine Mitgliedschaften in Pax Christi und weiteren kirchlichen Reformbewegungen.

Im August 1980 – so berichtet Norbert Arntz – wurde eine Anzeige in der „Orientierung“ für ihn zum An-Ruf: „Priester für den Einsatz in der

„dritten Welt gesucht“. Im Kontakt mit der Missionsgesellschaft Bethlehem in der Schweiz ergab es sich, dass er sich mit dem Ehepaar Marie-Theres Höfer-Schulze und Rolf-Michael Schulze zu einem Pastoral-Team zusammenschloss, das gemeinsam mehr als fünf Jahre – vom März 1983 bis zum November 1988 – im sozial-pastoralen Einsatz in Peru tätig war.

Er bezeichnet diese Zeit als seine entscheidenden Lehrjahre – Lehrjahre in verschiedenerlei Hinsicht: für längere Zeit die bisherige Heimat und alles, was sich damit verbindet, aufzugeben; in ein fremdes Land zu kommen und eine fremde Sprache zu lernen; sich an ein aus hiesiger



Sicht sehr einfache, teilweise primitive Lebensbedingungen zu gewöhnen; mit fremden Leuten und ihren total anderen Lebensgewohnheiten und Bräuchen bekannt zu werden; aber Lehrjahre schließlich in einem viel radikaleren Verständnis, nämlich sich von den armen Menschen im Hochland der Anden das Evangelium neu durchbuchstabieren zu lassen und es so von Grund auf neu zu erlernen.

Nach einem kurzen Eingewöhnungsaufenthalt in Lima wurde für das Pastoralteam die Pfarrei Santa Isabel de Pucará im Bistum Puno zum Einsatzort. Pucará ist 3850 m hoch in den Südanden Perus gelegen – mit Temperaturschwankungen bis zu 35° Celsius innerhalb von 18 Stunden – und besteht aus mehreren kleinen Ortschaften (comunidades) und drei großen Dörfern. Insgesamt gehörten damals zur Pfarrei knapp 17.000 Einwohner, überwiegend Quechua-Indianer/innen, teilweise weit verstreut. Allein zu den beiden Dörfern waren 4 bzw. 15 km zurückzulegen, zu den Comunidades bis zu 25 km und mehr – und das für die Campesinos und Campesinas in der Regel zu Fuß.

Was das Pastoral-Team bei seiner Ankunft in Pucará vorfand, war aller andere als einladend: „Das Pfarrhaus war in einem total verwehrlosten Zustand: Wo man auch hinsah, Löcher und Ritzen durchzogen sämtliche Wände und Decken, ja sogar in den Fußböden gab es Ein- und Austrittspforten für eine siebenschwänzige Mäusefamilie. Schwarzgrau gefleckt war der allgemeine Farbton der Wände, nur in der Küche schien man Russ, Fett und Schimmelpilz bevorzugt zu haben. Defekte Fensterscheiben und nicht schließende Türen ließen immer eine leichte Brise aufkommen, und so mangelte es uns auch nicht an dem nötigen Sauerstoff. Luft gab es aber auch reichlich in den Wasserleitungen. Und sie funktionierten so gut, dass es aus allen Rohren und Hähnen tropfte, aber dort, wo es eigentlich hätte fließen sollen, da versiegte die Quelle. Ähnlich schien es auch mit den Lichtquellen, so dass die Stromleitungen, die wie Wäscheleitungen in den Zimmern hingen, nur wie Attrappen wirkten. (sc. Strom gab es übrigens normalerweise zwischen 18 und 21 Uhr, aber nicht immer; ansonsten diente die Kerosin-Lampe als Wärme- und Lichtquelle.) Vergeblich hielten wir Ausschau nach brauchbarem Mobiliar und einem Hausrat, denn das Wenige, das wir vorfanden, war entweder reif für Brennholz oder für die Müllhalde oder aber bedurfte einer mehrtägigen Reinigung oder gründlicher Renovierung.“ (Rundbrief Nr. 2, 2).

Ihrer neuen Pfarrei kündigte sich das Pastoral-Team wie folgt an: „Liebe Brüder und Schwestern, an diesem Pfingstfest wollen wir uns als neues Pastoral-Team – als ein Pfarrer in drei Personen – für Pucará, Choque-

huanca und Tirapata vorstellen. Wir wollen dem Aufbau Eurer Gemeinden dienen, indem wir Freude und Hoffnung, Trauer und Angst Eures Volkes teilen. Wir kommen aus Deutschland, einem Land mit anderen Traditionen, Sitten und Gebräuchen, aber als Brüder und Schwestern im selben Glauben und der gleichen Kirche. Wir bitten euch um Geduld und Verständnis, weil wir es nur langsam lernen werden, an Eurem Leben teilzunehmen.“ (ebd., 6)



Von ihrem Wirken in Pucará haben die drei agentes pastorales – zu denen im August 1985 noch Katharina hinzukam, ein elternloses Baby, dessen sich Marie-Theres und Michael angenommen haben – bis zum Abschied von Norbert in 16 Rundbriefen – „En camino“ (unterwegs) betitelt – regelmäßig berichtet. So vermittelten sie für die deutschen Leser/innen aus der Ferne lebendige Einblicke in ihr Tun und den Kontext, in dem das geschah. Themen, die sich aus der Situation heraus ergaben, waren: die Lage der indigenen Frauen und die Bewusstseinsbildungsarbeit mit ihnen; die katastrophalen Folgen einer langen Dürreperiode; die Befähigung der Leute zum Dienst als Animadores und Promotoras; die Auseinan-

dersetzung um die Theologie der Befreiung; die völlig unzureichende medizinische Betreuung und das Bemühen, das durch Aufklärungsarbeit in der Bevölkerung wenigstens ansatzweise zu kompensieren; die politische Situation in Peru; die Ausbreitung von Schrecken und Gewalt durch den Sendero Luminoso und das Militär und damit verbunden die immer wieder vorkommende massive Verletzungen von elementaren Menschenrechten; der Aufwand, den notwendig gewordenen Einkauf in der nächst gelegenen größeren Stadt zu tätigen; die Praxis der Taufkatechese und der Ehevorbereitung; das Leiden der Leute unter der alltäglichen Korruption in kommunalen Behörden und staatlichen Einrichtungen u.a.m.. Wenn man diese Themen so zusammengeballt zu hören bekommt, drängt sich der Eindruck auf, das alles sei ja nur noch zum Verzweifeln. Genau dies vermitteln die Rundbriefe jedoch nicht. Sie sind durch und durch getragen von der Zuversicht, dass die derzeitige Lage nicht das letzte Wort hat, sondern dass sich etwas verändern kann – im Vertrauen auf den Gott der Bibel, der auf der Seite der einfachen und armen Leute steht, und im solidarischen Zusammenhalten und – gehen als sein Volk.

Um das einordnen und damit besser nachvollziehen zu können, muss wenigstens in groben Zügen der größere Zusammenhang skizziert werden, innerhalb dessen sich die Arbeit des Pastoral-Teams vollzogen hat: der enorme Umschwung, der damals sowohl bewusstseinsmäßig als auch praktisch in der Kirche in der südlichen Andenregion Perus im vollen Gange war.

Der Surandino, wie diese Region in Peru genannt wird, erstreckt sich von Cuzco bis zum Titicaca-See und ist ein geographisch und kulturell relativ einheitliches Gebiet. Sprache und Kultur sind besonders durch die Quechua- und Aymara-Stämme geprägt. Sozial und wirtschaftlich zählt diese Region zu den ärmsten und am meisten vernachlässigten in Peru. Kirchlich gehörte der Surandino ursprünglich zu dem im Jahre 1537 gegründeten Bistum Cuzco. In den 50- und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist diese Region durch die Gründung einiger Prälaturen, die inzwischen teilweise Diözesen geworden sind, neu strukturiert worden. Neben Cuzco umfasst sie seitdem die Prälaturen bzw. Bistümer Ayaviri, Chuquibambilla, Juli, Puno und Sicuani. In den siebziger Jahren hat sich

eine enge Zusammenarbeit zwischen diesen Prälaturen bzw. Bistümern und ihren Bischöfen entwickelt. Nach der Besetzung mit konservativen Bischöfen haben sich Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre das Bistum Cuzco und die Prälatur Chuqibambilla aus dieser Zusammenarbeit ausgeklinkt. Die Seelsorge im Surandino lag und liegt teilweise bis heute in den Händen verschiedener weiblicher und männlicher Kommunitäten, die theologisch und pastoral vom 2. Vatikanischen Konzil geprägt waren und aus deren Praxis heraus die Theologie der Befreiung erwuchs.

Wie es um die traditionelle Pastoral und Katechese im Surandino bestellt war, hat Josef Sayer plastisch geschildert: „Das Bild der traditionellen Kirche, das die Campesinos mir schilderten, war erschreckend: Ein Pfarrer, der ein- bis zweimal pro Jahr zu Festen in den Ort kam, bei diesen Anlässen dann eine Vielzahl von `Privatmessen´ las – nicht einmal zehn Minuten pro Messe und für reichliche Bezahlung –, ein Pfarrer, der pro Familie ein Schaft und die erste Furche von der Ernte einforderte, als Gegenleistung aber im wesentlichen nur jene `Schnellmessen´ für die Seelenruhe der Toten, für die Gesundheit oder zu Ehren der Heiligen `zelebrierte´ - Messen ohne Beteiligung des Volkes. Während der Priester immer wieder rasch und rituell die Worte der Messtexte für sich herunterlas, beten jene, die die Messe bestellt und bezahlt hatten, immer wieder die gleichen Gebete: Vaterunser, Gegrüßet seist Du Maria, das Glaubensbekenntnis, Ich bekenne Gott dem Allmächtigen.“ (Die evangelisatorische Macht der Armen, in: *Diakonia* 20 (1989) 272-275, hier: 273) Auf solche Weise ausgeübte Pastoral und Katechese waren nichts anderes als ein Spiegelbild der herrschenden politischen und soziokulturellen Verhältnisse, die allenthalben durch Unterdrückung, Ausbeutung und Entfremdung der indigenen Bevölkerung gekennzeichnet waren und wozu die Kirche noch die Ausnutzung der religiösen Gefühle der Leute beisteuerte.

Vor dem Hintergrund dieser traditionellen pastoralen Praxis, die die Kirche dem Volk trotz mehrhundertjähriger Präsenz nie hat wirklich nahebringen vermocht hat, wird ersichtlich, welcher radikale Umbruch mit dem Ansatz einer Pastoral der Befreiung verbunden gewesen ist, eine pastorale Linie, auf die die Kirche der Südanden sich – anfangs

geschlossen – spätestens seit der 2. Generalversammlung der Latein-amerikanischen Bischofskonferenz in Medellin 1968 eingelassen hat. Aufgrund kirchenpolitischer Vorgänge, vorab in Gefolge der Ernennung von neuen Bischöfen in den letzten Jahren, hat sich allerdings die offizielle kirchlich-pastorale Landschaft dort wieder radikal verändert. Dennoch – oder besser: gerade deswegen – sei der Erneuerungsweg, den die surandinische Kirche eine Zeit lang genommen, mit seinen charakteristischen Merkmalen in Erinnerung gerufen.

Was sind die Merkmale der Befreiungspastoral? Josef Sayer führt fünf Bestimmungen als kennzeichnend an: 1) der Standortwechsel vom sog. Zentrum der Gesellschaft zu den Menschen an ihrer Peripherie, (2) die Anerkennung der Menschenwürde und –rechte und der Kampf um sie, (3) die Identifikation der Armen mit Jesus Christus, (4) das Aufmerksamwerden für Gottes Handeln in der Geschichte und (5) die konsequente Realisierung einer samaritanisch-solidarischen Kirche, die für andere und mit ihnen in der tätigen Erwartung des Reiches Gottes lebt und wirkt (vgl. Pastoral der Befreiung, in: Peter Eicher (Hg.), *Theologie der Befreiung im Gespräch*, München 1985, 51-79, bes. 56-64)

Aus dem ergibt sich

1. eine integrale und projektbezogene Evangelisierung. Im Mittelpunkt der Pastoral steht die Bibel, die gemeinsam gelesen und deren Texte auf die konkrete Situation – sei es persönlich, sei es kollektiv – hin ausgelegt werden, so dass die biblischen Geschichten es mit dem Alltag der Leute zu tun bekommen. Im Lichte der biblischen erscheint dieser nicht länger schicksalhaft vorgegeben, sondern es wird bewusst, dass er aktiv gestaltbar und veränderbar ist. Zur Erschließung dessen hat sich der Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ bewährt.
2. das Ernstnehmen der Zusammengehörigkeit von Heil und Wohl der Menschen, d.h. auch der sozialen und politischen Dimension der Pastoral. Treffend ist das im Abschlussdokument der Bischofsynode von 1971 „De justitia in mundo“ formuliert worden: „Für uns sind Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt wesentlicher Bestandteil der Verkündigung, d.i. der Sendung der Kirche zur Erlösung des Menschengeschlechts

und seiner Befreiung aus jeglichem Zustand der Bedrückung.“ Dazu gehört die Analyse der strukturellen Faktoren, die für die vielfältigen Missstände, unter denen insbesondere die sog. einfachen Leute zu leiden haben, verantwortlich sind, wie – um einen zentralen Punkt für den Surandiono herauszugreifen – die ungerechte Landverteilung als Folge des Landraubs durch die Kolonisiatoren und ihre Nachfolger. Mehrfach haben die dortigen Bischöfe mit Nachdruck eine Landreform angemahnt und sich mit den Landforderungen der Campesinos und Campesinas solidarisch erklärt.

3. Inkulturation und Neubewertung der Volksreligiosität: Es ist nicht nur die materielle Armut, unter der die Indios im Hochland der Anden zu leiden haben. Bis heute werden sie aufgrund ihrer als minderwertig geltenden Lebensformen und Kulturen verächtlich gemacht und darüber hinaus durch die Durchsetzung der westlichen Zivilisation zur Lebensnorm schlechthin geistig-geistlich entwurzelt. Zu dieser Entwurzelung hat auch die Kirche beigetragen. In Einsicht dieser ihrer Verfehlungen hat sie auf dem Surandino konsequent sich auf dem Weg zu einer Quechuarisierung oder Aymarisierung des abendländischen Christentums und zur Ausbildung einer in den dortigen Kulturen beheimateten Kirche und Theologie begeben. Dabei hat auch die Volksreligiosität einen ganz neuen Stellenwert bekommen.
4. Kirche des Volkes. Die Kirche auf dem Surandino hat nicht nur nach außen hin die Partizipation des Volkes an den Entscheidungen über seine Geschicke postuliert, sondern ernst genommen, dass sie dies nur glaubwürdig tut, wenn sie es auch für sich selbst beherzigt. Sie hat konsequent das Projekt einer „Kirche des Volkes“ (Iglesia Popular) eingeleitet. Das heißt: Zentrum des kirchlichen Wirkens sind nicht länger die Bischofskathedralen oder die wenigen zentral gelegenen Pfarrkirchen, sondern die verstreut liegenden kleinen Comunidades, in denen die Landbevölkerung lebt. Aus ihren Reihen werden vor Ort Katechet/innen, Animadora/es oder andere Funktionsträger/innen – also Männer wie Frauen – gewählt und entsprechend geschult, die die pastorale Arbeit in diesen Basisgemeinden koordinieren und notwendige soziale Projekte etwa im Gesundheitssektor oder im Ernährungsbereich ins Ziel stoßen. Sie werden dabei begleitet und unterstützt von Seelsorger/innen, die ihr ihnen von der Kirche über-

tragenes Amt nicht als Privileg in Anspruch nahmen, sondern sich bewusst auf den gemeinsamen Weg einlassen und ihren Teil dazu beitragen, den das Volk in seinem Glauben zu gehen versucht.

Es sei bei dieser Skizze des Umfeldes in dem Norbert Arntz und Marie-Theres Höfer-Schulze und Rolf-Michael Schulze während ihres dortigen Aufenthalts gewirkt haben und zu dessen Aufbau sie auch durch die Übernahme diözesaner Aufgaben engagiert beigetragen haben, belassen. Wie bereits gesagt: Dieser Weg einer Pastoral der Befreiung hin zu einer Kirche des Volkes durch neu ernannte Bischöfe, die sich durch eine vorkonziliare, durch und durch neoklerikal geprägte Mentalität und dementsprechende soziale und kirchliche Optionen hervortun, ist inzwischen mithilfe verschiedenster von ihnen erlassener Repressalien weit- hin kaputt gemacht



worden – nach dem Beispiel des Bistums Cajamarca in Peru, wo nach dem Rücktritt des volksnahen Bischofs José Dammert Bellido die kirchliche Restauration auf brutale Weise vorexerziert worden ist. Was ihm oder auch dem im November des letzten Jahres verstorbenen ehemaligen Bischof von Puno, Jesús Calderón OP zugemutet worden ist, nämlich

nach ihrer Emeritierung ohnmächtig der Zerschlagung ihres pastoralen Lebenswerks zuschauen zu müssen, und mit ihnen allen haupt- und ehrenamtlich an diesem Erneuerungsprozess Mitwirkenden, ist in meinen Augen an menschenverachtendem Umgang kaum noch zu überbieten. Es ist ein Skandal, der zum Himmel schreit, der aber hierzulande selbst in den kirchlichen Medien viel zu wenig zur Kenntnis genommen wird. Gottseidank ist in den Jahren zuvor das Selbstbewusstsein der von diesem restriktiven kirchlichen Kurswechsel unmittelbar betroffenen Campesinos und Campesinas so gewachsen, dass sie sich nicht mehr von ihrem Bischof und seinen Getreuen bevormunden lassen, was Kirche ist. Aber wohin wird das auf längere Zeit hin führen? Die Aussichten sind eher bedrückend.

Zurück zu Norbert Arntz: Im Herbst 1988 war seine Freistellung als Fidei-Donum-Priester abgelaufen. Seinen Abschiedsbrief hat er wie folgt begonnen: „Ein letztes Mal grüße ich Euch, liebe Freundinnen und Freunde, aus Pucará. Ich nehme Abschied vom Altiplano, aus einer Zeit tiefgreifender Erfahrungen, von Menschen, die mir lieb und teuer geworden sind. Bei Toribio und Lucas, Benigno und Pedro, Lidia und Gumercinda lasse ich ein Stück meines Herzens. Die vergangenen 5 Jahre und 4 Monate haben uns gemeinsam geprägt – in der Erkenntnis des Evangeliums, im Einsatz für Recht und Leben.“

Wie Elias auf den Horeb (vgl. 1 Könige 19), bin ich auf die Höhen der Südanden Perus gestiegen und habe dort Gottes Stimme vernommen. Nicht im Donner der dröhnenden Propaganda, nicht im Erdbeben politischer und wirtschaftlicher Krisen, nicht im Feuer der Gewehrmündungen, nein. Seine Stimme habe ich vernommen in der gebrochenen Rede der niedergehaltenen kleinen Leute von Tirapata, Choquehuanca und Pucará, in ihrem stillen, jedoch hartnäckigen Widerstand gegen Unrecht und Tod. Wie sie es tun, bin ich noch einmal auf die Berge gestiegen, auf den Calvario, auf den Usequepa, auf den Colque, habe dort Kerzen angezündet und gebetet.

‘Vergiss uns nicht!’ - haben sie mir wohl hundert Male zum Abschied gesagt. Wie könnte ich Euch vergessen, Sorayda und Rufino, Inocensio und Asunta. Ihr habt mir die Augen geöffnet für den Weg, die Wahrheit

und das Leben’. Dass auch Ihr Euch vom Heiligen Geist in Bewegung versetzt seht, das ist meine größte Freude.“ (Rundbrief Nr. 16, 3.5)

Am Schluss des Briefes beteuerte Norbert, dass er sein Versprechen, in der Evangelisierungs- und Solidaritätsarbeit weiterzumachen, halten werden – nunmehr und wieder in und von Deutschland aus. Und dieses Versprechen hat er in der Tat bis heute eindrucksvoll eingelöst – als unermüdlicher „Brückenbauer“ zwischen Lateinamerika und dem deutschsprachigen Raum in Europa.

Zu der Festschrift für den langjährigen Orientierung-Chefredakteur und Jesuiten Ludwig Kaufmann hat Norbert Arntz einen Beitrag beigezeichnet unter dem Titel „Evangelium heißt, den Gott der Armen kennen und bekanntmachen“. Er kann als Programm für sein nachperuanisches Engagement gelesen werden. Nachdem er ausführlich auf die „Evangelisierung der Süd-Anden-Kirche“ eingegangen ist und dabei insbesondere die Landpastoral, die Pastoral der Menschenrechte und die Pastoral des Friedens gewürdigt hat, kommt er auf die „Evangelisierung der europäischen Kirche“ zu sprechen. Es gibt nach ihm vom jeweiligen Ausgangspunkt her, der fortwirkt, einen tief reichenden Unterschied zwischen der Kirche hier und der Kirche dort: hier lebe sie unter den Siegern, dort unter den Besiegten. Glaubwürdiges Zeichen der Einheit unter den Menschen (vgl. LG 1) könne die Kirche nur werden, wenn die europäische Kirche auf die Kirche unter den Besiegten höre und von ihrer Bekehrung zu den Armen lerne. Wörtlich schreibt Norbert Arntz: „Wie die Kirche der Süd-Anden von den Armen evangelisiert wurde und stets mehr dem Evangelium angenähert wird, um die Welt evangelisieren zu können, so hat sich die europäische Kirche von der Kirche der Armen im beherrschten Süden der Erdkugel und von den ‚neuen Armen‘ ihrer Industriegesellschaft evangelisieren zu lassen, um die Welt evangelisieren zu können.“ (349) Entsprechend der Überschrift hat er dafür zwei Schwerpunkte angegeben (vgl. 350):

1. „Kirche werden, die den Gott der Armen kennt“. Voraussetzung dafür sei, dort zu sein, wo Jesus heute anzutreffen sei, nämlich in den Galiläas, den randständigen und ausgebeuteten Regionen der

heutigen Weltordnung. Von diesen Orten her habe sie „prophetisch gegen die zu reden, die sich Gottes bemächtigen, um ungestört die Welt beherrschen zu können“. Aber sie habe sich auch selbstkritisch zu prüfen und zu bekennen, dass sie nicht entschieden genug auf der Seite der Kleinen und Armen stehe.

2. „Kirche werden, die den Gott der Armen bekannt macht“. „Die Kirche wird“, so schreibt er dazu, „die Wege `Galiläas´ wieder gehen müssen, auf denen man Unrecht und Verleumdung erleidet, wo einem das Kreuz droht, wo aber auch die Seligpreisungen gesungen werden können. Auf dem Weg der kleinen Leute den Weg Jesu zu gehen, wird die Kirche fähig machen, vom Gott des Lebens zu reden, auf dessen todüberwindende Treue sie zählt. Er wird das unzählige Leid, den vielfältigen Tod verwandeln in die Kraft des Auferstandenen.“

Man merkt es: In seiner Treue zur Kirche lässt sich Norbert Arntz nicht erschüttern, auch wenn ihm das von institutioneller Seite her nicht immer leicht gemacht worden ist. Aber Kirche ist für ihn nicht einfach Kirche. Sondern Kirche ist dort, wo sie Partei ergreift im Sinne des verheißenen „Lebens in Fülle“ (Jo 10,10) für alle vorrangig für die, denen das in ihrem Leben vorenthalten wird, die im Prozess der Modernisierung und Globalisierung einfach auf der Strecke liegen bleiben gelassen werden. Und wo Christ/innen sich in diesem Sinne gemeinsam mit anders motivierten Mitstreiter/innen engagieren, da sind für sie Orte und Wege, wo das aufscheint, was Kirche gemäß ihrer Berufung ist.

Von daher ist es verständlich, dass Norbert Arntz sich nach seiner Rückkehr aus Peru nicht leicht in den institutionellen Zusammenhang der hiesigen Kirche einbinden ließ. Er sah seine Aufgabe darin, gewissermaßen als Botschafter der Kirche der Armen in seiner Heimatdiözese, aber auch darüber hinaus im deutschsprachigen Raum zu fungieren, und wollte sich den dafür nötigen Spielraum erhalten. So blieb und bleibt er der hiesigen Diözese als Subsidiar in Greven, in Münster-Kinderhaus und seit 2007 in Kleve verbunden. Aber daneben war er als Mitarbeiter im Rahmen der Bildungsarbeit von Misereor, der Christlichen Initiative Romero und der Missionszentrale der Franziskaner tätig. Dazu kamen und kommen viele „ehrenamtliche“ Engagements wie z.B. im Institut

für Theologie und Politik in Münster, dessen Gründung mit auf seine Initiative zurückzuführen ist, sowie in der Eine-Welt-Szene. „Ehrenamtlich“ ist bewusst in Führungszeichen gesetzt, wenn man bedenkt, wie viel Zeit und Kraft Norbert Arntz in dieses Engagement steckt. So wie er viele andere für den Weg zu einer Kirche der Armen zu begeistern und zu ermutigen bestrebt war und ist, so betrieb und betreibt er für sich selbst eine intensive Weiterbildung in Sachen politischer Theologie und Befreiungstheologie. Fast für jedes Jahr kann er einen Kongress anführen, an dem er teilgenommen hat – in Costa Rica, Mexico, Salvador de Bahia, San Salvador, Sevilla, Wien, Rom, um nur einige Orte zu nennen. Dazu kommen Seminare, Studienreisen und Forschungsaufenthalte. Ausdrücklich nennen möchte ich seine Teilnahme am Weltforum für Theologie und Befreiung im Rahmen des Weltsozialforums 2009 in Belém (Brasilien) und in diesem Jahr in Dakar (Senegal). Seine Freundschaft mit Franz Hinkelammert, dessen Übersetzer er zugleich ist, hat es ermöglicht, dass regelmäßig Seminare mit diesem deutschstämmigen, aus der hiesigen Region stammenden und seit Jahren in Costa Rica wirkenden Befreiungstheologen in der Schweiz durchgeführt werden konnten und können.

Höhepunkte in seiner Tätigkeit als Brückenbauer zwischen der Kirche in Lateinamerika und der in Deutschland bildeten wohl seine Anwesenheit als Beobachter der beiden letzten Vollversammlungen der Bischöfe von Lateinamerika und der Karibik jeweils vor Ort, in Santo Domingo (Dominikanische Republik) im Jahre 1992 und in Aparecida (Brasilien) im Jahre 2007. Zur Einschätzung der Bischofskonferenz in Santo Domingo hat er ein Buch herausgegeben (Luzern 1993), dessen Titel und Untertitel beredt sind: „Retten, was zu retten ist?“ – „... zwischen prophetischem Freimut und ideologischem Zwang“. Die Beiträge dieses Buches haben als gemeinsame Linie: Auch wenn dieser, der ideologische Zwang, auf dieser Konferenz gesteuert durch die sog. „vaticanische Fraktion“ mithilfe aller möglichen Machenschaften und Manipulationen die Oberhand gewonnen hat, konnte jener, der prophetische Freimut, doch nicht völlig zum Schweigen gebracht werden. Das Buch war ein Beitrag, um ihm, diesem Freimut, auch im deutschsprachigen Raum zu Gehör kommen zu lassen und dazu zu ermutigen, konsequent am Projekt der Kirche der Armen weiterzuarbeiten. Dass dieses Projekt keineswegs an Elan verloren

hat und somit alles andere als tot ist, wie führende Kirchenvertreter im Vatikan und in Lateinamerika sich und anderen einzureden versuchten, erwies sich dann – bei allen Kompromissen, die auf solchen Versammlungen zu schließen sind – 2007 auf der Konferenz im brasilianischen Marienwallfahrtsort in Aparecida.

Norbert Arntz hielt die Daheimgebliebenen über den Verlauf dieser Konferenz auf dem Laufenden, indem er sein Tagebuch den Internetseiten des Instituts für Theologie und Politik zugänglich machte. Unter dem Titel „Niedergestreckt und doch nicht vernichtet“ gab er in „presente“, dem Magazin der CIR, wie folgt seine Gesamteinschätzung dieser Konferenz wieder: „Im Schlußdokument von Aparecida ... findet sich die Methode 'Sehen – Urteilen – Handeln' wieder, werden die Themen: 'Option für die Armen und Ausgeschlossenen', 'strukturelle Sünde', 'Utopie vom Reich Gottes' und 'Basisgemeinden als lebendige Kernzellen der Kirche' behandelt – allesamt Themen, welche die Befreiungstheologie auf die Tagesordnung der Kirche gebracht hatte.

Kurzum: Aparecida – als Dokument und Ereignis – bestätigt, dass die Lateinamerikanische Kirche über Santo Domingo hinweg an die Tradition von Medellín (1968) und Puebla (1979) wieder anknüpft und sich voll Selbstbewusstsein positioniert.“ (6) Bestätigt und bekräftigt gefunden hat das Norbert Arntz auf dem VIII. Gesamtkontinentalen Treffen der Basisgemeinden in Santo Cruz (Bolivien) im Juli 2008, über das er in demselben Artikel berichtet. „Alle fühlten sich“, so schreibt er, „beflügelt von Aparecida und von den neuen gesellschaftlichen Prozessen in verschiedenen Ländern (wie Venezuela, Ecuador, Bolivien und zuletzt Paraguay mit der Wahl des ehemaligen Bischofs und Basisgemeinde-Mitglieds Fernando Lugo zum Präsidenten). Weder die Gewalttätigkeit der neoliberalen Globalisierung mit ihren mörderischen und Natur zerstörenden Wirkungen noch der Rückfall der Gesamtkirche in die von Rom beherrschte Zentralisierung mit den spürbaren Auswirkungen in vielen lateinamerikanischen Bistümern vermögen das befreiende Christentum zu vernichten. Im Gegenteil: Die Vertreterinnen und Vertreter der Basisgemeinden sind sich einig in dem entschiedenen Willen, an einer neuen gesellschaftlich-politisch-ökologischen Ordnung mitzuwirken, indem sie

die Solidarwirtschaft fördern und durch Vernetzung politisch aktiv auf die gesellschaftlichen Prozesse Einfluss nehmen. Als Basisgemeinden werden sie auch die notwendige 'pastorale Umkehr' der Kirche und ihre 'Erneuerung' entschieden betreiben.“ (ebd.). Der Vollständigkeit halber sei zu Aparecida noch nachgetragen, dass Norbert Arntz sich als Übersetzer des Schlußdokuments ins Deutsche verdient gemacht hat.

Von den lateinamerikanischen Basisgemeinden richtet sich an uns Christ/innen in Europa und speziell im deutschsprachigen Raum die Anfrage, wie wir es mit dem befreienden Christentum bei uns halten, wie wir auf die gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen Einfluss zu nehmen versuchen, auf welcher Seite der dabei sich vehement befehdenden Interessensparteien wir stehen. Auch hierzulande reicht die Spaltung der Gesellschaft immer tiefer. Das vorrangige Bedachtsein auf den Eigennutz tritt an die Stelle von Solidarität. Während ökonomisch die Globalisierung immer rücksichtsloser vorangetrieben wird, reagiert die Politik immer mehr nach Maßgabe eines kleinkariert-nationalen Denkens. Kirchlicherseits kommt hinzu, dass gerade die katholische Kirche dermaßen mit sich selbst beschäftigt, dass sie kaum noch über ihren Tellerrand zu blicken vermag. Zudem entfremdet sie sich mit der Schaffung von XXL-Seelsorgeräumen immer mehr von ihrer eigenen Basis – von einer Nähe zu allen Menschen mit ihren Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängsten, besonders der Armen und Bedrängten ganz zu schweigen (vgl. GS 1). Sowohl in der Gesellschaft insgesamt als auch in der Kirche wird den Leuten im Interesse der Mächtigen mit allen möglichen Mitteln das TINA-Dogma Margaret Thatchers eingebläut, sieht man einmal von der sich seit Fukushima abzeichnenden energiepolitischen Wende ab: „There is no alternative“, im Deutschen kurz das zum Unwort des vergangenen Jahres gekürte „alternativlos“.

Zu denken, es gäbe keine Alternative zum status quo, steht im diametralen Widerspruch zum christlichen Glauben und ist somit Sünde. Der Vers zu Beginn des Markusevangeliums „Das Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,15) fasst die gesamte Botschaft des Jesus von Nazareth zusammen. Das heißt doch nichts anderes, als dass es von dem Gott her, den Jesus verkündet und vorgelebt hat, eine Alternative zum Bestehenden gegeben ist – und

zwar nicht erst nach dem diesseitigen Leben. Nicht TINA haben darum die Christ/innen zu bezeugen und damit tatenlos-resignativ den immer massiver werdenden selbstdestruktiven Tendenzen in unserer Welt zuzuschauen, sondern in den Ruf des Weltsozialforums einzustimmen „Eine andere Welt ist möglich!“ und sich dafür tatkräftig einzusetzen – für ein Mehr an Gerechtigkeit, für ein Mehr an Frieden und Versöhnung, für ein Mehr an Nachhaltigkeit. Aus dem Glauben heraus darf das in dem Vertrauen geschehen, dass Gott das Begonnene zur guten Vollendung bringen wird.

Ich traue mich zu sagen, dass es dieser Glaube ist, von dem Norbert Arntz sich getragen weiß, in dem er sich geborgen fühlt und von dem er sich die Kraft zu seinem Engagement geben lässt – voller Leidenschaft, mit der er auch andere dafür zu überzeugen und zu begeistern vermag, aber auch im Wissen um die eigenen Grenzen.

Dass dieser Glaube nicht nur einzelne Christ/innen und kirchliche Initiativen, sondern die Kirche insgesamt in Bewegung hält, ist Norbert Arntz' großes Anliegen. Er setzt dabei auf die Gnade der Bekehrung, der Umkehr und der Neuausrichtung des Lebens. Das große Vorbild ist für ihn dabei der am 24. März 1980 am Altar hingerichtete Oscar Arnulfo Romero, Erzbischof von El Salvador. Dass er konfrontiert mit dem Leid der armen und ausgebeuteten Menschen in seinem Lande sich entschlossen auf ihre Seite geschlagen und unbeirrt für sie seine Stimme erhoben hat, hat ihm erbitterte Feinde geschaffen und schließlich sein Leben gekostet. Aber bei denen, für die er eintrat, ist er unvergessen geblieben und, wie es Don Pedro Casaldáligas schon kurz nach Romeros Tod auf ihn gedichtet hat, zum „San Romero de America“ geworden. Dass sein Andenken auch bei uns lebendig bleibt, dafür setzt sich Norbert Arntz – wo er nur kann – ein, zuletzt bei Gelegenheit des Politischen Nachtgebets von Pax Christi am diesjährigen 31. Todestag Oscar A. Romeros in der Petri-Kirche in Münster. Und selbstverständlich zählt er zu den zahlreichen Unterzeichner/innen des Ökumenischen Aufrufs „Gedenkt der Heiligsprechung des Märtyrers San Oscar Romero durch die Armen dieser Erde“ zum 1. Mai dieses Jahres. Möglicherweise steckt dahinter wohlwollende göttliche Vorsehung, dass Romero bislang die offizielle Selig- und Heiligsprechung versagt geblieben ist, weil er damit Gefahr

laufen könnte – ähnlich wie das etwa bei Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen der Fall gewesen ist –, in himmlische Sphären entrückt und damit für normale Gläubige unerreichbar zu werden.

Eine Möglichkeit, die katholische Kirche wieder in Bewegung zu bringen, erblickt Norbert Arntz im bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils. Dabei muss man allerdings sehen, dass es schon bald nach Ende des Konzils dazu gekommen ist, dass die von ihm verabschiedeten Beschlüsse auf sehr unterschiedliche Weise interpretiert worden sind und werden und für die Verfolgung teilweise antagonistisch zueinander stehender kirchenpolitischer Interessen erhalten müssen. Angesichts dieser diffusen hermeneutischen Lage gibt es ein Dokument, das eindeutige Klarheit gibt. Es ist der sog. Katakombenpakt, der von vierzig Bischöfen aus der ganzen Welt am 16. November 1965 – also kurz vor dem feierlichen Abschluss des Konzils am 8. Dezember – in den Domitilla-Katakomben unterzeichnet worden ist und dem sich später 500 weitere Bischöfe angeschlossen haben. Es ist ein Gelübde, das diese Bischöfe abgeschlossen haben, u.a.

- in ihrem Alltag, also in Bezug auf Wohnung, Essen, Verkehrsmittel etc, so zu leben, wie es die Menschen in ihrer Umgebung üblicherweise tun,
- Amtskleidung und –insignien so zu halten, dass sie dem Evangelium entsprechen,
- genau so mit ihren Titeln und Bezeichnungen zu verfahren,
- jeglichen Anschein zu vermeiden, sie würden einen bevorzugten Umgang mit den Reichen und Mächtigen pflegen,
- dem pastoralen Dienst an den wirtschaftlich Bedrängten, Benachteiligten und Unterentwickelten das zur Verfügung zu stellen, was notwendig sei an Zeit, Gedanken, Mitempfinden und materiellen Mitteln,
- kurz und gut: ihr Amt als wirklichen Dienst zu praktizieren, und zwar vorrangig für die, für die sonst niemand da ist.

Wenn man an die Entwicklung der Kirche in Lateinamerika denkt, aber auch in anderen Regionen vor allem auf der südlichen Hemisphäre,

wird vieles, was sich dort ereignet hat, nur von diesem Pakt her verständlich. Dazu gehört allerdings auch, dass er nicht nur von mancher politischer Seite als Gefahr angesehen, sondern auch aus den eigenen Reihen heraus heftig bekämpft worden ist – allerdings selbst langfristig ohne durchschlagenden Erfolg, nicht zuletzt weil er weit über den Kreis der Bischöfe hinaus viele Anhänger/innen gefunden hat.“ Der Katakombenpakt“, so schreibt Norbert Arntz, „bleibt als subversives Vermächtnis des II. Vatikanischen Konzils wirksam. Die gegenwärtige Glaubwürdigkeitskrise, Identitätskrise und Strukturkrise unserer Kirche



beweist, dass das Konzil nur halbherzig rezipiert wurde. Der Katakombenpakt kann uns inspirieren, das Konzilsereignis und die Dokumente des Konzils beim 50-jährigen Konzilsgedenken 2012 bis 2015 neu zu lesen und fortzuschreiben.“

Dank Norbert Arntz ist dieser Katakombenpakt wieder aus der Versenkung geholt worden. Allein die Zahl der Vorträge, die er dazu in den letzten Monaten gehalten hat, und er Gespräche, die er dazu geführt hat, ist kaum mehr zu zählen. Hier und da hat der Funke bereits gezündet, haben einzelne und Gruppen eigene Selbstverpflichtungen formuliert, wie beispielsweise die Pax Christi-Gruppe in Stadtlohn (vgl. Pax Christi-Korrespondenz 03/10, 70-73). Wir alle können als vom Heiligen Geist Gesalbte dazu beitragen, dass dieser Funke immer weiter springt und dass daraus ein neues Pfingstereignis wird.

Mit Rückblick auf seine katholische Herkunft hat Norbert Arntz einmal gesagt: „Das katholische Milieu wusste nicht, was es tat, als es mir das Evangelium gab. Das wusste ich auch selber nicht. Das habe ich erst im Laufe der Zeit entdeckt: dass das Evangelium eine Weltsicht eröffnet, dass es das eigene Leben in einen solch großen und göttlich gewürdigten Zusammenhang stellt, das mein kleines Leben eine ungeheure Bedeutung gewinnt, das in mir mehr steckt, als ich mir je gedacht habe.“ (174f)

Lieber Norbert, lass es mich Dir persönlich sagen: Ja, Du bist der richtige Träger des ersten Johannes XXIII-Preises von Pax Christi im Bistum Münster. Ich weiß, dass Du es nicht magst, wenn allzu viel des Aufhebens von Deiner Person gemacht wird. Dann halte es doch so: Nimm diesen Preis an stellvertretend für alle, mit denen Du Dich in Deinem Anliegen und Deinem Kampf verbunden fühlst – für die Campesinos und Campesinas im Surandino und anderswo als Zeichen der Ermutigung dafür, dass sie in ihrem Kampf um Gerechtigkeit wahrgenommen und unterstützt werden, für alle nah und fern in der vielfältigen Solidaritätsbewegung Engagierte als Zeichen der Bestärkung dafür, dass ihr Einsatz für eine andere, eine lebenswürdige Welt für alle und auch für die künftigen Generationen immer größere Kreise zieht, für alle, denen die Treue der Kirche zum Evangelium ein Anliegen ist, als Zeichen der Hoffnung dafür, dass der Heilige Geist sie schon richtig leiten wird – wenn man ihn nur lässt.

Texte von Norbert Arntz, aus denen zitiert wurde:

N.Arntz/H. Wasserbauer, Hoffnung von den Armen her. Provokationen und Stützen in kirchlicher Arbeit, in: Diakonia 40 (2009) 173-180.

Dies., Tonbandaufzeichnung des Gesprächs, aus dem der Diakonia-Beitrag exzerpiert wurde.

En camino ... unterwegs mit Christen hier und daheim. Rundbriefe des Pastoral-Teams Pucará/Peru Nr. 1 (April 1983) – 16 (November 1988).

Norbert Arntz, Evangelium heißt, den Gott der Armen kennen und bekanntmachen, in: Nikolaus Klein u.a. (Hg.), Biotope der Hoffnung, Olten 1988, 341-350.

Ders., Niedergestreckt und doch nicht vernichtet, in: Presente November 2008, 4-6.

Ders., „Für eine dienende und arme Kirche. Der Katakombenpakt als subversives Gedächtnis des II. Vaticanums, Ms.

Dankenswerterweise hat Norbert Arntz mir zudem seinen Lebenslauf zur Verfügung gestellt.

Zurückgegriffen habe ich auch auf meinen eigenen Beitrag: Traditionelle Pastoral, Befreiungstheologie und Indiobevölkerung - die Kirche in den peruanischen Süändern, in: Peru-Nachrichten 8 (1992) Nr. 27, 8-24

Vgl. weiterhin Willi Knecht, Die Kirche von Cajamarca – die Herausforderung einer Option für die Armen in Peru, Münster 2005.